

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 20

Artikel: Im Saanenland
Autor: Berlepsch-Balendaz, H. v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671901>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Saanenland

In jeder Landschaft gibt es irgend etwas, worin — wenn man so sagen will — ihre Seele spricht: Das bernische Mittelland ist ohne jene Dächer, die, mit dem Rand fast bis zum Boden, über die Häuser gestülpt sind, ebenso wenig denkbar, wie ein Tessiner Dörflein ohne den stumpfhelmigen Campanile mit seinen Glockenrädern. Und wollte jemand nach dem Wahrzeichen des Saanenlandes fragen, so würde ich unbedenklich antworten: Es ist der Burgunderkamin.

Sie sind etwas seltsame Gesellen, diese Burgunderkamine, wie sie gleich Bergfinken mit ihren breiten, rauchgeschwärzten Mäulern silberschindelnd auf den Dächern der Oberländer Häuser hocken und alle in einer Richtung glohen. Nach grauer Vorzeit schauen sie aus; aber gerade das ist ein Teil ihres Wesens.

Doch muß der Ehrlichkeit halber hier eine kleine Einschränkung gemacht werden. Erstens gibt es auch wo anders Burgunderkamine, und zwar im ganzen Lande westlich der oberen Aare. Man braucht nur von Spiez das Simmental hinaufzufahren: gleich hinter Wimmis und den bleichen Wänden der Simmenfluh sieht man den ersten noch vor dem Dorf Latterbach. Und zweitens hat gerade im Saanenland ihre Zahl erheblich abgenommen. Sie vertragen sich nicht recht mit neuzeitlicher Wärmetechnik und wahrscheinlich auch nicht mit den Kalkulationen der Feuerversicherung. Überdies geben ein paar billige Glasziegel im Dach wohl mehr Licht in die dunkle Küche als der schmale Rauchschlot, den man sich nur bei heiterem Wetter weit aufmacht. Für den Rauchabzug aber genügen jene kleinen

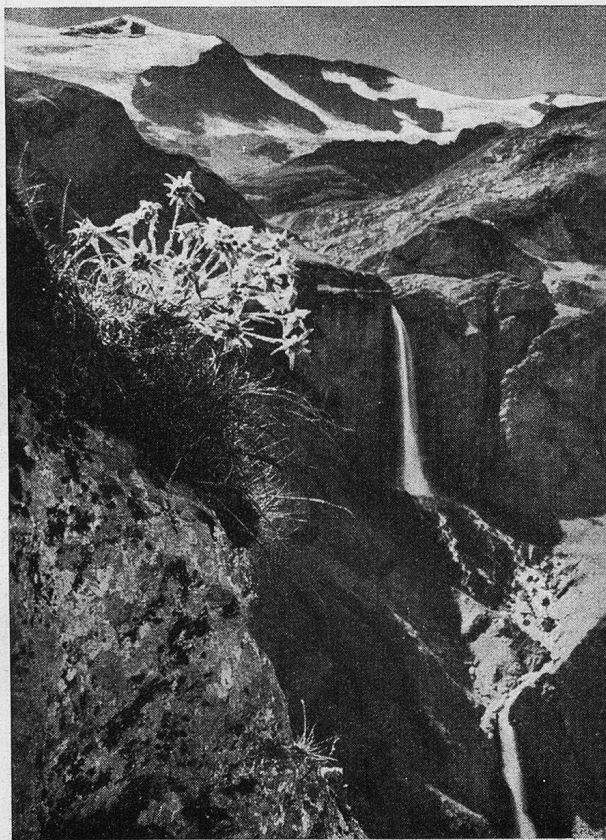


Frohmatalp bei Zweisimmen mit Spielgerten

Aufnahme G. Müller, Zweisimmen

Dachwarzen, die je länger je mehr die gemütlichen alten Ungetüme verdrängen.

Es gibt von Gstaad aus einen sehr hübschen Spaziergang: Vom Lauener Sträßlein führt links ein Pfad über blumige Wiesen den Hang hinauf. Nach einer Viertelstunde gelangt man auf eine Terrasse mit verstreuten Ställen, Heustafeln und Wohnhäusern, die sogenannte Bisse. In das größte und älteste dieser Häuser muß man eintreten. Ein paar Flachsköpflein staunen den Gast wortlos mit ganz hellen Augen an. Dafür fordert einem die Bäuerin im schönsten Saaner Singsang auf, einzutreten, wenn man ihre Küche zu sehen begehrt. Zunächst ist es dunkel um den Eintretenden. Aber sobald sich das Auge gewöhnt hat, werden die Umrisse eines ungeheuerlichen Rauchfanges sichtbar, und an ihm gleitet der Blick zur Rauch- und Lichtöffnung empor, die über einem im Zenith steht, nicht anders als im Pantheon zu Rom. Im Grunde ist es ja das Gleiche, nur etwas profaniert, die heilige Feuerstätte inmitten des Hauses, einst das Atrium, heute die Küche.



Edelweiß im Gellental ob Lauenen

Aufnahme J. Nügeli, Gstaad

Wahrscheinlich ist sie aus südlicheren Gegenden, aus der Provincia, der Provence und Savoyen, eingewandert und hat sich inmitten des Oberländerhauses niedergelassen, ohne dessen äußeren Charakter anzutasten. Im Gegenteil, gerade dieser ist hier im Saanenland ganz gleich, ob in Saanen oder im Gsteig oder Lauenen, zu höchster Vollkommenheit entwickelt und erreicht in Balkenköpfen und Füllwerk eine letzte Eleganz bäuerlicher Kunst. Bei alledem bleibt das eigentlich Wundersame die Verschmelzung der Elemente hier an der Grenze von Deutsch und Belsch.

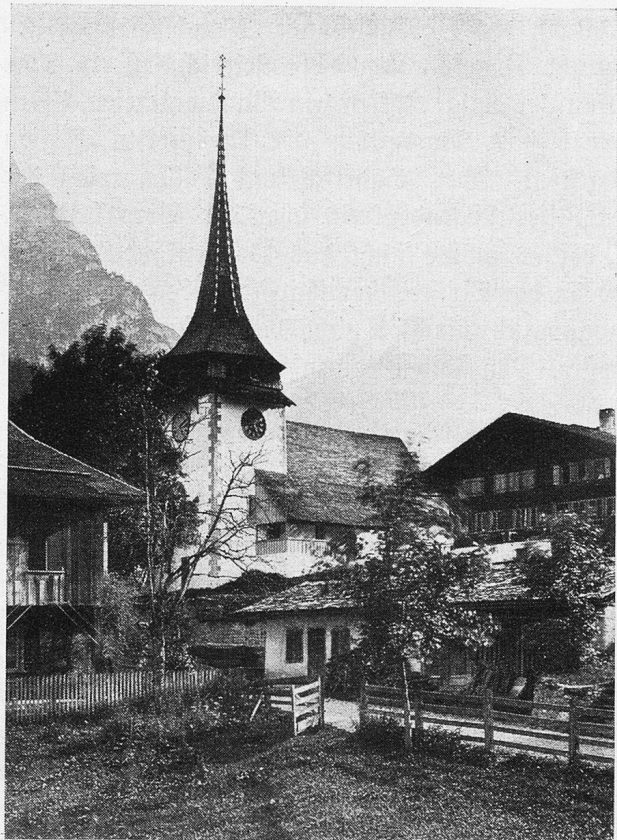
Es scheint aber etwas an diesem Boden zu liegen, daß er mühelos abgeschlossene Formen hervorbringt. Schon der große Rahmen selbst, die Landschaft, ruht in sich selbst. Es gibt nur einen Talweg, und zwar durch die Pays d'Enhaut Sarine aufwärts. Aber hinter der alten Abtei von Rougemont schiebt sich gegenüber dem Steilabsturz des Rüblihorn, von der Dent de Ruth herabstrebend eine kleine Bergnase ins Tal vor; der Fluß rauscht in der Enge einer Schlucht etwas stärker als gewöhnlich, es gibt einen leichten Knick und eine für alpine Verhältnisse lächerliche Talstufe, und obendran ist auf einmal aus der Sarine eine Saane geworden und statt Les Plans ist ein Ebnit (Ebene) da, worin radial die Täler von Lauenen, Gsteig, das Turbach, das Kalberhöni und vom sanften Sattel der Saanenmöser herab die Grube münden. Sonst gibt es nach allen Seiten nur Pässe, und zwischen den Lücken stehen zum Teil recht grimmige Bergmauern, wenigstens im Süden, Westen und Norden. Nur gegen Osten am Rinderberg, am Amselfgrat und am Trüttisberg dehnen sich die grasreichen Bergmatten ununterbrochen gegen St. Stephan und die Lenk hinüber. Darum wohl auch die Verwandtschaft von Mensch und Vieh hüben und drüben, wogegen kein dunkelbraunes Walliser Rühlein während der Sommerung über den Sanetsch und kein schwarzes Freiburger Rind über Ablättschen heruntersteigt, um vom fetten Gras des Saanenlandes zu fressen.

Dafür bleiben diese Nachbarrinder auch klein. Das Alpgras im Saanenland scheint wirklich ganz besondere Eigenschaften zu besitzen. Wo kann man sonst wie auf dem Hornberg oder am Rüh-

dungel noch knapp unter den Abstürzen des Wildhorns auf den höchsten Alpen bis zu den Knien im Futter waten, wo steht in der sommerlichen Mittagsglut über den Hängen ähnlich stark der Duft von Arnika und anderen Kräutern wie an den Flanken des Lauenenhorns? Man sagt, der Felsch, der leicht verwittert und dem Kernstück des Ländchens die Sanftheit der Formen verleiht, gebe einen vorzüglichen Humus.

In der Tat, die Natur selbst scheint hier wie ein französischer Koch zu arbeiten und dafür zu sorgen, daß von Alp zu Alp Milch und Käse ihre besondere Geschmacksnuance haben. Die Sennen von Berzgum, vom Stalden, vom Hornberg werden zwar mit den Augen zwinkern, und wenn man einen Berg Hobelkäse aus einem Hauskeller vor sich stehen hat und erstaunt feststellt, daß er wieder anders schmeckt, so lächelt der Hausherr, zeigt einem vielleicht ein Striemlein Edellab und meint, da liege das Geheimnis.

Mag sein! Wer weiß aber, ob diese Gastronomie als Wissenschaft nicht auch ein heimliches Geschenk des seit der Antike stets geschmackkundigen Westens ist. Schließlich gehörte hier bis zum Jahre 1554, wo die Greherzer Grafenherlichkeit endgültig in ihren Schulden ertrank und die Berner für die Schuldtitel das Land nahmen, und noch darüber hinaus Deutsch und Belsch zusammen, wenigstens der Herrschaft nach. Man wird es nicht ergründen können. Andererseits scheint das Saanenland seit Jahrhunderten ein Boden zu sein, auf dem alle möglichen Begabungen gedeihen, und keineswegs nur die der Käsebereitung. Früher gab es hier Bald die Fülle, ehe ihn die Milchwollensiederei fraß und die Alpwirtschaft an die Steilhänge verbannte. Darum fand auch die Art stets den rechten Nib zum Balken und der fabulierlustige Mensch tat noch ein übriges, machte die Art zum Stichel und schmückte so seine Häuser. Früher gediehen auch Flachs und Hanf und auf den Bergen die Schafe. Wenn heute wieder hinter mancher blanken Fensterreihe die Webstühle schlagen und manchem Menschen Arbeit und Brot verschaffen, das weder der Käse noch der Viehhandel oder der Fremdenverkehr zur Stillung jeden Hungers mehr gibt, so ist nur eine altgeübte schöne Kunst wieder zum Leben erwacht. Und schließlich darf man sich ruhig auch die Men-



Kirche von Gsteig bei Gstaad

Aufnahme F. Rohrer, Bern

schen selber ansehen. Aber da muß man schon einmal ins Turbach oder sonst irgendwo nebenhinaussteigen und an einem Büertabend die Männer über weltliche und geistliche Dinge miteinander reden hören, oder einen Abend lang mit dem Straßenmeister und Maler auf den Mösern zusammensitzen oder an einem schönen Sonntag mitten im Heuet dabei sein, wie die Leute oft von Stunden weither in der Kirche von Saanen zusammenströmen, wenn der Saanenpfarrer sie zu einem Schubert- oder Beethovenabend einlädt.

Wir hat einmal einer gesagt, dorthin gingen sie besonders gern. Es ist schon etwas eigenes um diese Kirche, die wie eine Burg mit ihrem trostigen Turm von einer Felsbarre ins Ländlein hinausschaut. Oben vom Friedhof hat man eigentlich alle beieinander: Gifferhorn, Wildhorn, Olden- und Rüblhorn. Aber gerade so schön ist es drinnen. Die Kirche war dem heiligen Mauritius geweiht, der mit seiner Thebäischen Legion an der Stelle, wo später das Kloster St. Maurice stand, für den Glauben gestorben sein soll. Reliquien wurden von St. Maurice in den achtziger

Jahren des 15. Jahrhunderts nach Saanen gebracht. Ungefähr um diese Zeit schufen ein paar Künstler einige Zyklen von Wandmalereien, deren einer das Martyrium der Thebäischen Legion darstellt. Über Sanetsch und Billon reicht der Walliser Legendenkreis über den Berg herüber. Aber es müßte nicht das Saanenländchen sein, wenn der Meister, der ihn in Farben allem Volk zugänglich machte, nicht von Osten gekommen wäre. Von Osten kamen allerdings auch später

die Reformationsmandate, welche die Sprache der Bilder weiß übertünchten. Heute leuchten sie wieder hell und frisch, nachdem sie nach dem Kirchenbrände bestmöglich wieder restauriert worden sind.

Auch sie sind ein Ausdruck der Begegnung und gegenseitiger Befruchtung von Ost und West auf diesem Boden, nicht anders als im Bild des Hauses, nur hier eben auf der höheren Ebene des Geistigen.

H. v. Berlepsch-Walendas

Das Gespensterhaus

Das Bauernhaus am Stuh ragt düster in die Gegenwart hinein, wie eine unwiderlegte Anklage, die auf den Spruch des Richters wartet. Niemand bewohnt es, außer Nachttieren, Fledermäusen und wildernden Raken.

Immer wieder versuchten Menschen darinnen die Bettstellen auszuschlagen und das Feuer im Herd anzufachen. Der finstre Geist aber erwies sich als stärker. Er trieb die Eindringlinge wieder hinaus, fernhin zu den Stätten, wo es nicht gespenstert.

Der Tag wird kommen, an dem Frühlingsstürme Firsst und Mauern zusammenrütteln, bis nur noch Trümmer den Ort anzeigen, wo dereinst ein stolzes Gebäude gestanden. Zur Stunde schon wackeln Böden und Balken, hängen Geländer und Treppenstufen gleich Schelmen an ein paar verrosteten Nägeln, klappernd bei jedem strengeren Luftzug. Modergeruch schlägt jedem entgegen, der die Nase in den Verfall hineinsteckt, sei es auch nur durch zerschlagene Fenster, die wie leere Augenhöhlen dem Beschauer entgegenstarren.

Und dieses Haus war eines der schönsten, so weit der Muotataler Grund reicht, und sein Ersteller durfte sich meinen, schaute er einstmals empor zum Steilgiebel.

Man erzählt sich von ihm, er sei als Berdingbub karg und hart gehalten worden. Munifiscl und Wasseruppen erziehen kein daseinsfreudiges Knechtlein, sondern ein widerborstig Geschöpf, das ausreißt, sobald der Haltestrick nachläßt. Das tat denn auch der Uberg-Peter. Die Fremde ver-

schluckte ihn, wie so viele; aber er rappelte sich in die Höhe, blieb schwimmen auf dem Zeitenstrom, gelangte zu Jahren und zu Erspartem, wenn ihm auch das Angelrütlein, das Millionen fischt, nicht in die Hand kam.

Die ersten Silberhaare am Schädel erinnerten ihn an das Vaterland mit seinen von Schnee gesprenkelten Zinnen. Das Heimweh meldete sich bei ihm an. Er verkaufte sein Geschäft eines Tages und tauchte unvermutet wieder in der Heimatgemeinde auf.

Da, wo man ihn als Berdingbuben gekannt, gedachte er sich nun auszuweisen als einer, welcher nicht nur älter, sondern auch hablicher geworden. Dazu braucht's manches im Bauernlande, wo Neues nur schwer in die Köpfe einzieht und wo man den Peter noch Peterli nennt, wenn er längst schon in hohen Stiefeln herumtrappst.

„Ich muß es den Rabisstorzen erzeigen, als was ich nunmehr zu gelten habe!“ überlegte der Heimgekehrte in einer unmutvollen Stunde. „Ich stelle den Vettern ein Haus vor die Nase, daran sie ihr Lebtag sich stoßen sollen, dieweil es das prächtigste im Tal ist.“

Mit diesem Entschluß hatte der Uberg den Pfeiler zu seinem Unglück errichtet. Der Mensch soll nicht dies oder jenes anstellen, um seinen lieben Mitbrüdern in Christo Nägel in die Köpfe zu treiben. Tut er etwas allein aus Freude an einem fröhlichen Gelingen und ohne den häßlichen Gedanken, dem Nachbar damit eins auszuwischen, gedenkt er im Gegenteil, der Mitwelt mit seinem